

Von Schirach erhält Huch-Preis

Der mit 10000 Euro dotierte Ricarda-Huch-Preis der Stadt Darmstadt geht in diesem Jahr an den Bestseller-Autor Ferdinand von Schirach. Seine Erzählungen und Romane („Verbrechen“/„Schuld“) „strotzen nur vor scharfsinnigen Analysen der menschlichen Psyche und liefern spannende und verstörende Einblicke in die Welt des Verbrechens“, sagte Oberbürgermeister Jochen Partsch (Grüne) zur Begründung. Der 1964 in München geborene und in Berlin lebende Strafverteidiger sei eine „bedeutende Persönlichkeit der europäischen Literatur“. In der Begründung der Jury heißt es: Seine Bücher seien „gestochene scharfe Milieu- und Charakterstudien“. Er urteile nicht moralisch und verwende eine klare und verdichtende Sprache. Die Stadt vergibt den Kulturpreis seit 1978 alle drei Jahre in Erinnerung an die Schriftstellerin. Die Preisverleihung ist am 3. Oktober. *dpa*

Hemingway-Story veröffentlicht

Eine bisher unveröffentlichte Kurzgeschichte des US-Schriftstellers Ernest Hemingway („Der alte Mann und das Meer“) aus den 1950er Jahren ist erstmals in einem US-Magazin erschienen. Unter dem Titel „A Room on the Garden Side“ (Ein Zimmer auf der Gartenseite) veröffentlichte das Literatur-Magazin „The Strand“ am Donnerstag (Ortszeit) das gut 2000 Wörter lange Werk. Die in der ersten Person erzählte Geschichte handelt Medienberichten zufolge von einem US-Schriftsteller namens Robert in Paris kurz nach der Befreiung der französischen Hauptstadt von der Nazi-Besatzung durch die Alliierten im August 1944. In dem Protagonisten sind demnach klare autobiografische Züge Hemingways zu erkennen, der im Zweiten Weltkrieg als Korrespondent tätig war und lange in Paris lebte, berichtete die „New York Times“. Unbekannt ist die Geschichte, die sich seit mehreren Jahrzehnten in der Hemingway-Sammlung der John-F.-Kennedy-Präsidentenbibliothek in Boston befindet, dennoch nicht. Zahlreiche Literaturwissenschaftler haben sich über die Jahre bereits mit dem Werk auseinandergesetzt. *dpa*

Chefdirigent Gatti weist Schuld zurück

Nach seiner fristlosen Entlassung als Chefdirigent des Amsterdamer Concertgebouw-Orchesters hat der Italiener Daniele Gatti alle Beschuldigungen von sexueller Belästigung entschieden zurückgewiesen. Er sei „extrem überrascht“, teilte sein Anwalt in Turin mit. Der 56-jährige Gatti droht auch mit gerichtlichen Schritten. Das berühmte Amsterdamer Orchester hatte am Donnerstag die Zusammenarbeit mit dem Chefdirigenten nach zwei Jahren beendet. Mehrere Musikerinnen hatten Gatti sexuelle Belästigungen vorgeworfen. „Der Maestro hat seine Anwälte gebeten, seinen Ruf zu schützen und alle notwendigen Schritte zu unternehmen, wenn diese Hetzkampagne weitergeht“, heißt es in der Erklärung. Zunächst hatte die „Washington Post“ in der vergangenen Woche über zwei Fälle von sexuellem Fehlverhalten des Dirigenten 1996 und 2000 berichtet. Daraufhin hatten auch Amsterdamer Musikerinnen von ähnlichen Erfahrungen berichtet. Nach dem Bericht in der „Washington Post“ hatte Gatti sich bereits entschuldigt. *dpa*

45 000 Besucher bei Disney in Mainz

Die Sonderausstellung des Mainzer Landesmuseums zur Geschichte der Disney-Comics und ihrer Zeichner, die am vergangenen Sonntag endete, hat rund 45 000 Besucher angezogen. Im Durchschnitt seien seit der Eröffnung der Schau Mitte März täglich rund 300 Personen gekommen, teilte die Veranstalter mit. Kulturminister Konrad Wolf (SPD) sprach bei einer Bilanz-Presskonferenz von einer „mehr als beachtlichen Zahl, die zeigt, dass das Konzept der Ausstellung überzeugt hat“. Ursprünglich hatten die Verantwortlichen mit bis zu 50 000 Besuchern gerechnet. In den 90er Jahren hatte das Museum 42 Zeichnungen von Carl Barks erworben. Der bekannteste Zeichner des Disney-Konzerns gilt als Erfinder der Figur von Dagobert Duck. In Mainz waren aber auch Original-Skizzen, Tuschezeichnungen und Drucke anderer „Altmeister“ zu sehen. *epd*

„Wir müssen die Not als Chance sehen“

Interview Architektin Marie-Theres Deutsch hat viele Ideen, wie ein Neubau der Theater-Doppelanlage die ganze Stadt beleben könnte

Vor etwa einem Jahr präsentierten Frankfurts Kulturdezernentin Ina Hartwig und Baustadtrat Jan Schneider die Machbarkeitsstudie zu den Städtischen Bühnen. Veranschlagte Kosten: rund 900 Millionen Euro für die zehn Jahre dauernde Sanierung oder den Neubau von Oper und Schauspiel. Seither stehen die Stadtpolitiker unter Schock. Allein das Architekturmuseum belebte mit der Schau „Große Oper – viel Theater?“ und Begleitveranstaltungen die öffentliche Diskussion. Wir baten nun Architekten und sonstige Bauexperten um ihre Meinung. Heute im Gespräch: die Frankfurter Architektin Marie-Theres Deutsch.

Die 1955 in Trier geborene Marie-Theres Deutsch studierte Architektur am Stadel und führt seit 1985 in Frankfurt ein eigenes Architekturbüro. Sie war mehrmals Gastprofessorin und von 2014 bis Dezember 2017 Mitglied des Frankfurter Städtebaubeirats. In Frankfurt machte sich Deutsch einen Namen mit unkonventionellen, Ideen nicht nur für das Mainufer. Tief in der Stadtgeschichte verankert, entdeckt die Architektin immer neue, bisher verborgene oder vernachlässigte Räume wie zum Beispiel in den Sockeln der Mainbrücken.

Frau Deutsch, was halten Sie von der Machbarkeitsstudie?

MARIE-THERES DEUTSCH: Geachtet, weil dieses Gutachten für ein Gebäude, das immer wieder angestückelt wurde, einen Ist-Zustand festhält. Es ist sehr sinnvoll, dieses Flickwerk bautechnisch, bauphysikalisch und konstruktiv akribisch zu überprüfen. Dabei hätten es die 19 Ingenieurbüros, die beteiligt waren, aber beruhen lassen können. Was darüber hinaus an Planungen passiert ist, scheint mir nicht besonders tief durchgearbeitet. Die Planungen verstoßen zum Teil gegen Frankfurter Beschlüsse. Dass da kritische Stimmen laut wurden, wundert mich nicht. Nun regen sich alle auf. Das Gutachten bietet aber eine konstruktiv wichtige Grundlage, auf der man nun aufbauen kann.

Was ist jetzt zu tun?

DEUTSCH: Im Baualltag beobachtet man immer wieder, dass jeder, der gefragt wird, die Hand aufhält und mehr Quadratmeter braucht. Und ebenso klar ist, dass man dreimal mit dem roten Stift über solche Raumbedürfnisse geht, um zu streichen, ein völlig normaler Vorgang beim Bauen. Aber ob das Gebäude am Willy-Brandt-Platz nun aufgestockt oder reduziert werden soll, das ist ein politischer Vorgang. Es bedarf einer Entscheidung des Magistrats und des Stadtparlaments. Sie müssen eine Aufgabe formulieren und diese an die Fachleute weitergeben. Wobei die Vorgaben nicht allzu eng gefasst werden sollten, um den Planern einen Freiraum zu lassen. Die Politik scheint mir da im Moment sehr zurückhaltend und vorsichtig zu sein, was angesichts der Gemengelage im Stadt-



Hat viele Ideen: Marie-Theres Deutsch in ihrem Architekturbüro. Foto: Enrico Santifaller

parlament und den vielen Bürgerbewegungen, die inzwischen existieren, nachvollziehbar ist.

Von der Politik hört man derzeit wenig. Es hält sich aber das Gerücht von einer Sanierung in Maßen, ohne den Bestandsschutz anzutasten. Damit bräuhete man nicht die ganzen zusätzlichen Maßnahmen, die nach Verlust des Bestandsschutzes etwa bei Neubauten sofort nötig wären.

DEUTSCH: Dem entspricht in etwa die erste Alternative, die im Gutachten vorgeschlagen wurde. Dagegen spricht die Erfahrung, die wir als Architekten immer wieder mit Bestandsbauten machen. Man weiß einfach nicht, was auf einen zukommt. Da denkt man, es wäre eine dicke, tragende Wand, und es stellt sich heraus, dass es zwei ganz dünne Wände und dazwischen viele Rohre und Leitungen sind. Pech gehabt, schon stimmt das ganze

Tragwerkssystem nicht mehr. Und sofort muss man umplanen und versenken Geld. Am Ende hat man ein geflicktes altes Gebäude und Kosten produziert in unbestimmter Höhe. Natürlich kann die Politik festlegen, es darf 170 Millionen Euro kosten. Aber weil das nicht einzuschätzen ist, können es am Ende auch 470 oder 670 Millionen sein. Und in zehn Jahren fangen wir wieder an, an dem Gebäude zu stückeln.

Das heißt, Sie plädieren für einen Neubau am angestammten Ort?

DEUTSCH: Ja, ganz klar und durchaus radikal. Ich bin ein extremer Gegner davon zu versuchen, altes Zeug zu verbessern und am Ende so viel auszugeben, dass man da-

für auch einen Neubau bekommen könnte. Das Wolkenföyer könnte man ja unter Denkmalschutz stellen und in einen Neubau integrieren. Im Moment sehen wir, dass in der Neuen Mainzer Straße sanierungsbedürftige Hochhäuser aufgekauft werden. Ihnen soll ein neues Image gegeben werden. Das kann man für die Theater-Doppelanlage – welche Stadt hat das schon? – auch machen: Ich könnte mir einen 300 Meter hohen Turm an der Neuen Mainzer vorstellen, bei dem die unteren Etagen für die Oper reserviert sind.

Auch in dem erwähnten Gutachten ist von einem Hochhaus die Rede.

DEUTSCH: Das in der dritten Variante vorgeschlagene Hochhaus steht auf der falschen Seite. Nicht östlich, wo die anderen Hochhäuser an der Neuen Mainzer Straße stehen, sondern westlich, auf der Seite der Anlage, sollte es seinen Platz finden. Die Planer dachten einfach ökonomisch und wollten den bestehenden Bühnenturm erhalten und weiter erhöhen, um so die zusätzlich benötigten Flächen unterzubringen. Dieses Hochhaus würde aber im Windkanal stehen

und hätte negative klimatische Auswirkungen. Und schließlich stünde es in der Anlage, die einer alten Satzung unterliegt, wonach dort kein höheres Haus stehen darf.

Wie sähe denn „Ihr“ Hochhaus aus?

DEUTSCH: Das kann ich, um seriös zu bleiben, nicht aus dem Ärmel schütteln. Das muss ein Wettbewerb näher bestimmen. Wichtig ist mir, dass wir die Doppelanlage erhalten und eine funktionale Rochade stattfindet: Die heute westlich gelegene Oper soll in das östliche Hochhaus, und das Schauspiel nach Westen in ein neues, aber niedrigeres Gebäude, als eine Art Denkmal im Anlagenpark. Dann hätten wir die Situation, wie sie vor dem 2. Weltkrieg war.

Klingt kompliziert. Wie würde denn ein zeitlicher Ablaufplan aussehen?

DEUTSCH: Ich würde vorschlagen, dass das Schauspielhaus zunächst auszieht, und an dessen Stelle ein wirkliches Hochhaus erstellt wird – das wäre ja auch städtebaulich die Fortführung der ganzen Bankenspanne bis unmittelbar an den Main. Die Oper bleibt währenddessen am alten Standort. Ein Turm



Die Doppelanlage von Schauspiel und Oper am Willy-Brandt-Platz weggeräumt, statt ihrer ein Hochhaus: findet Theres Deutsch. Foto: dpa

dieser Größe, das wissen wir alle, dauert bis zur Fertigstellung sieben, acht Jahre. Man könnte die verbleibende Zeit nutzen und einen Wettbewerb für das neue Schauspielgebäude ausloben. Das könnte man dann auch sehr umfangreich planen. Wenn das Hochhaus fertig wird, zieht die Oper ein, man reißt das heutige Opernhaus ab und kann sehr schnell beginnen, das neue Schauspielgebäude zu bauen. Das wäre eine sinnvolle Zeitrechnung.

Dann bräuhete aber das Schauspiel eine Ersatzspielstätte?

DEUTSCH: Es gibt in Frankfurt eine ganze Reihe von Orten, die man für Interimsbühnen nutzen könnte. Wenn man das mit viel Akribie und Ideen und Realisierungswettbewerben vorbereitet, könnte man diese Zwischenlösungen sogar stadtplanerisch nutzen. Ich meine damit etwa den Zusammenschluss von Frankfurt und Offenbach, der ja ohnehin gerade – wenn auch völlig ungeregelt – stattfindet. Man könnte eine Interimsbühne auf die Molenspitze beim Osthafen setzen. Für diesen exorbitanten Ort, der über zwei Brücken eingebunden ist, gibt es seit 100 Jahren immer wieder Planungen. Dort wäre ein idealer Ort für ein überlegtes Gebäude von guten Architekten, das später, wenn das Schauspiel wieder an seinen angestammten Platz zurückkehrt ist, für kulturelle Zwecke – beispielsweise als Musicals – genutzt werden kann. Wenn es eine Anlegestelle geben würde, könnte man sogar mit dem Schiff dahin fahren. Oder: Können Sie sich an den Sommer 2017 erinnern? Da hat das Schauspiel im letzten Amtsjahr von Oliver Reese auf einer Sommerbühne unterhalb der Weseler Werft den „Ödipus“ aufgeführt – eines der besten Stücke, das ich in den vergangenen Jahren vom Schauspiel gesehen ha-

be. Eine Bühne aus Kuben mit wunderbarem Licht und Sound, ohne Überdachung. Da könnte doch von Mai bis Oktober eine Sommerbühne sein. Es gibt Membranen, die sich wie ein Schirm mit 30 Metern Durchmesser ausbreiten. Schlosshöfe, in denen Konzerte stattfinden, werden damit abgedeckt. Man kann sie mit Infrarot-Heizungen ausstatten – was hier ja auch die Außengastronomie machen. Man könnte sogar für die nächsten fünf Jahre installieren – und zwar so, dass das Schauspiel dableiben kann. Im Winter muss man nichts abbauen, der Schirm wird zusammengefaltet – das war's.

Welche geeigneten Orte für Interimsbühnen gibt es noch?

Man könnte sich für eine Kooperation mit dem Capitol in Offenbach abstimmen, das 1800 Plätze hat. Es gibt das Bockenheimer Depot, das Naxos, die Musikhochschule. Es gibt eine Reihe großer Räume, aber keine für 1500 Leute – das Schauspiel kommt mit 800 Plätzen aus.

Und der Kulturcampus auf dem ehemaligen Uni-Areal in Bockenheim?

DEUTSCH: Ich glaube, dass der Kulturcampus ein verbranntes Kind ist. Darüber wurde zu viele Jahre immer wieder gesprochen. Am Ende hat die Wohnungsbauholding ABG die Flächen. Man baut Wohnungen, das ist auch alles vernünftig, aber innovativ ist das nicht. Da würde eine Chance vertan. Umso wichtiger ist es, die Chance der Städtischen Bühnen zu nutzen.

Sie sprechen von „Chance“. Warum?

Die dringende Sanierungsbedürftigkeit der Städtischen Bühnen ist auf den ersten Blick eine Notlage. Aber wir können sie als Chance nutzen. Wenn Ina Hartwig – als Kulturdezernentin ist sie Besitzerin des Gebäudes – und Stadtplanungsdezernent Mike Josef Mut haben, könnten sie mit allen anderen städtischen Verantwortlichen dem beschriebenen Hochhaus und dem neuen Schauspiel als Denkmal im Park die Stadt ungeheuer aufwerten. Eine kluge Aufgabenstellung für die Architekten vorausgesetzt. Das könnte durchaus der Hamburger Elbphilharmonie Konkurrenz machen. Das angesprochene Hochhaus – es würde ja an einem prominenten Ort liegen – könnte man dann auch gut vermarkten. Und so einen Teil der Kosten wieder einspielen. Man könnte die oberen Etagen vermieten, verkaufen oder das ganze Hochhaus mit einem Projektentwickler bauen. Ein Drittel, vielleicht sogar die Hälfte der Baukosten könnte die Stadt vermutlich sparen. Und wenn man dann auch noch die Orte für die Interimsbühnen – ich spreche vorrangig von den erwähnten Molenspitze – zusätzlich stadtplanerisch nutzt, wäre das eine weitere Aufwertung für die Stadt. Eigentlich bedarf es jetzt nur noch eines kleinen Anstoßes. Wir müssen uns allerdings Zeit nehmen, das ist ganz wichtig. Der Baubeginn am besagten Molenspitze könnte frühestens in fünf Jahren sein – wenn heute schnelle Entscheidungen getroffen würden. So lange müssen die Städtischen Bühnen jährlich unterhalten werden, um sie so auf dem niedrigsten Level zu halten.

Funken der Improvisation

Konzert Bernstein, wie man ihn selten hört, im Kurhaus Wiesbaden

Das „Orchestra of the Americas“, junge Musiker aus 15 Ländern des Kontinents, und die Pianistin Kristina Miller spielten beim Rheingau-Musik-Festival Leonard Bernstein und Montero.

VON ANDREAS BOMBA

Die angegilbten Bilder im Programm des Rheingau-Musik-Festivals zeigen einen fast übermütig posierenden Jungspund und im Gefolge einen berühmten Musiker. Michael Herrmann gründete lange nach dieser Zeit sein Festival im Rheingau, zu dem der große, ihm so vertraute Leonard Bernstein leichten nicht mehr kommen konnte. In diesem Jahr hätte der vielfältig geniale Musiker seinen 100. Geburtstag feiern können, und das Festival bietet eine kleine Werkschau.

Denn, ehrlich gesagt, was außer der „West Side Story“ kennt man von dem New Yorker Dirigenten, den man auch als Komponist ernstnehmen sollte?

Die 2. Sinfonie ist eine von dem Gedicht „The Age of Anxiety“ (Das Zeitalter der Angst) von W. H. Auden angeregte halbstündige Musik voller komplizierter Rhythmen, Harmonien und Konstruktionen, alles andere als Entertainment – man hätte die wie immer in einen optimistischen Grundton mündenden Gedankengänge Bernsteins, die das Stück kaum merklich für ungeübte Ohren gliedern, gerne noch mehr erklärt bekommen.

Jazzige Rhythmen

Der Pause voraus – etwas zäh hatte, unter Leitung des Mexikaners Carlos Miguel Prieto, die zweite Suite der „Bachianas Brasileiras“ von Heitor Villa-Lobos den Abend eröffnet – ging die zweite Attraktion des Abends: Gabriela Montero. Die Pianistin aus Venezuela hat ein leibhaftiges „Latin Concerto“ für Klavier und Orchester komponiert. In der Form der europäischen Tradition folgend, in der Tonsprache sehr frei, auch jazzige Anklänge

streifend, voller Rhythmen, Drive und Gefühl. Nach der bravourösen Wiedergabe improvisierte sie, ihr Markenzeichen, auf Zuruf, hier über „O solo mio“, im Stil von Bach bis Ragtime, virtuos, effektiv, und riss das Publikum mit.

Ein paar Musiker aus dem Orchester animierte sie, jam-session-artig mitzumachen. Nach dem festen Programm mündete dieser läufige Ohren gliedern, gerne noch mehr erklärt bekommen. Sondern der Beweis, dass die Utopie der Musik Wirklichkeit werden kann, wenigstens stundenweise: Menschen verschiedener Herkunft vertrauen sich nicht nur, sondern arbeiten zusammen, machen gemeinsam Musik und erfreuen damit ihre Mitmenschen. Schier überschaumende Begeisterung – „Lenny“ hätte das gefallen!

Glänzend gestalteten Alexander Melnikov und Isabelle Faust den Auftakt ihres Zyklus der Sonaten Mozarts für Klavier und Violine auf Schloss Johannisberg.

VON ULRICH BOLLER

Für einige Momente dachte Isabelle Faust, das Werk sei schon vollbracht. Entspannt lächelnd ließ sie Geige und Bogen sinken, nahm sichtlich erfreut den Applaus entgegen. Die irritierten Blicke ihres Klavierpartners Alexander Melnikov wiesen indes darauf hin, dass dem ersten Satz der Sonate B-Dur KV 378 noch zwei weitere folgen. Es blieb die einzige, wiewohl heitere „Irritation“ dieses erlesenen Abends auf Schloss Johannisberg, des ersten Teils einer geplanten zyklischen Aufführung der Sonaten Mozarts während des Rheingau-Festivals.

Denn mit feiner Delikatesse hatten beide Partner den Kopfsatz dieser Sonate geboten, vor allem Melnikov tupfte die Töne kristallklar,

Fest der Klangfarben

Konzert Mozart im Duett beim Rheingau-Musik-Festival

dabei weich wie Samt in die konzentrierte Stille des Metternich-Saals. Dem nachgebauten historischen Instrument vermochte er viele Klangfarben zu entlocken. Auch das dynamische Spektrum nutze er sensitiv. Fausts großer Ton erwies sich dem als mindestens ebenbürtig.

Alle Spielräume genutzt

Die Geigerin musste sich vielfach zurücknehmen, um nicht gegenüber dem führenden Tasteninstrument zu stark zu wirken. Das vor allem bei den beiden zweisätzigen Sonaten C-Dur KV 303 und A-Dur KV 305. Die dienende Rolle der Geige liegt hier deutlich zutage. Ohne sie ginge es zur Not aus.

Indem Faust diese Rolle anerkannte und durchaus selbstbewusst ausfüllte, wertete sie die unselbstständig geführte Geigenstimme deutlich auf. Ohne sich in den Vordergrund zu drängen, nutzte sie die Gestaltungsspielräume der Variationen.

Wie Mozart die Gattung behutsam weiterentwickelt, der Violine mehr „Mitsprache“ einräumt, führten die Interpreten anhand der beiden späteren Beiträge KV 378 und F-Dur 376 vor. Des Komponisten Lust am Experiment blühte im lebendigen, inspirierten Spiel auf. Kein Mozart aus dem Lehrbuch, vielmehr nachschöpferische Auseinandersetzung, die auch das Risiko nicht scheute. So erklang das F-Dur-Rondo grazil, filigran, fast gläsern zerbrechlich. Dabei gleichsam lichtdurchflutet wie ein schwebender gotischer Raum.

Das Kunststück, das kostbare Gebäude zusammenzuhalten und auszubalancieren, ohne es zu beschädigen, gelang den beiden vorzüglich interagierenden Interpreten mit bewundernswertem Eleganz. Die zeichnete auch das abschließende Rondo der B-Dur-Sonate aus. Darin kamen sowohl Melnikovs perlender Glanz als auch Fausts sauberer, leuchtender Violinton uneingeschränkt zu Geltung. Eine Zugabe.